

Sinnlose Ordnung sprengen Zur Zerstörung der Graffiti-Kultur als inoffizieller Begleiterin offizieller Diskurse

Thomas Northoff

Je mehr sich die westlichen Gesellschaften seit der Nachkriegszeit bei zunehmendem Sauberkeits- und Ordnungswahn in einem scheinbar gesunden Gleichgewicht von Wohlgefühl und Wohlstand wiegten, umso mehr musste geradezu zwanghaft auf alles hingedroschen werden, was gehorsamst entkeimte Gehirne erinnern könnte, dass weder die Menschen noch die von ihnen übel zugerichtete Welt in harmonischer Symbiose leben. Eines der Phänomene, auf welche man die gesellschaftlichen Unsicherheiten, das gesellschaftliche Unverständnis von Schmutz oder gar Ordnung projizierte, sind Text-Graffiti. Das sind jene an den Wänden des öffentlichen und halböffentlichen Raums sowie an allen prinzipiell beschreibbaren Flächen der Stadtmöblage angebrachten inschriftlichen Objektivationen, die erstmals Karl Zangemeister dank tausender Fundstellen bei den Ausgrabungen Pompejis und Herculaneums wissenschaftlich charakterisierte.¹ Seine ausführliche, 1871 in Latein verfasste Definition ist in ihrem Grundzug bis heute gültig. Kürzest zusammengefasst lautet sie so: Graffiti werden nicht auf Grund eines öffentlichen Auftrags, sondern nach dem Gutdünken Privater verfertigt, je nach momentaner Emotion, entweder weil die Schreiber jemandes Verhalten öffentlich aufzeichnen oder eine Erregung ableiten wollten.

Beispiele für die zumeist anonymen verbalen Botschaften an Wänden und Mobiliar des öffentlichen Raums sind sogar aus der Pharaonenzeit nachweisbar. In großer Zahl fungieren sie seit der Antike als Vermittlungsträger politisch oder gesellschaftlich unterdrückter Inhalte genauso wie als Medium der Verbreitung von Scherzen, Schimpf und Verleumdung oder von Liebesbezeugungen. Wort-Graffiti sind eine der Kulturkonstanten schriftmächtiger Gesellschaften. Kein System vermochte sie noch völlig zu verhindern.

¹ Vgl. Zangemeister, Karl: *Inscriptiones Parietariae Pompeianae, Herculaneenses, Stabianae*. Berlin 1871, IX.

Man kann von Graffiti also von Zeugnissen privater Provenienz sprechen, die von keiner offiziellen Stelle erfragt wurden. Sind sie beim Anschreiben Kommunikationsversuche, handelt es sich meines Erachtens bereits um Kommunikation sobald sie gelesen werden, spätestens aber bei ihrer Beantwortung – auch wenn diese nur in einem Durchstreichen besteht. In einer sehr groben Kategorisierung kann man sie in überzeitliche und zeitbezogene Graffiti einteilen, also in solche, die die Essenzen des Lebens behandeln, wie Glück/Unglück, Liebe/Hass, Gesundheit/Krankheit, Leben/Tod, und in solche, die auf irgend eine Weise Bezug nehmen zu dem, was der jeweilig historische Zeithintergrund an sozialer, gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Problematik den Menschen zu- oder in sie einträgt.

Schmutziges Geschmiere

Ein älterer Tourist beobachtete mich einmal beim Fotografieren der auf Sitzbänken an der Wiener Prater Hauptallee angebrachten Graffiti. Misstrauische Blicke gewohnt, lasse ich mich bei der Feldforschung kaum mehr aus der Ruhe bringen. Als ich seinem Rastplatz näher kam, bemerkte der Mann, beifällig nickend, in lobendem Tonfall: „Sie sind gewiss vom Ordnungsamt!?“ Er glaubte, ich dokumentiere diese „hässlichen Beschädigungen“ zwecks Anzeige und um die Reinigung in die Wege zu leiten. In der Graffiti-Forschung kommt es nur zufällig zu Gesprächen mit Menschen im Feld, ist sie doch eine Disziplin zur nonreaktiven Erforschung² inschriftlicher Äußerungen oder Gesprächen unter Abwesenden und als solche eine Analyse von durch ihre UrheberInnen nicht zur Erforschung bestimmter Spuren, in welchen in der Regel Meinungen und Empfindungen offener zum Ausdruck gebracht werden als von Angesicht zu Angesicht. Im Gegensatz zu den American Graffiti, den bunten und teils künstlerischen Sprühbildern, die verstärkt Akzeptanz finden, werden die Wort-Graffiti von vielen BürgerInnen als schmutzige und primitive Spuren von Vandalismus angesehen, nicht zuletzt von vielen Writern selbst, wie mir zum ersten Mal 1992 bei den Vorbereitungen zu einem Graffiti-Symposium junge Sprayer versicherten. Sie stritten zum einen ab, dass schriftliche Graffiti überhaupt Graffiti seien und behaupteten zum anderen, es wären diese Kritzler von Parolen, die ihren, der Writer, Ruf zerstören. Anderen Menschen gerät durch Graffiti sogar ihr subjektives Sicherheitsgefühl ins Wanken.

2 Das Nonreaktive Verfahren befasst sich mit nicht für die Untersuchenden hinterlassenen Spuren, deren Setzung ohne Einfluss der Forschenden getätigt worden war. Beschrieben und theoretisiert wurde es von und in: Webb, Eugene J. u. a.: Nichtreaktive Meßverfahren. Weinheim u. Basel 1975.

Meine Entgegnung, bei uns kenne man kein „Ordnungsamt“, und ich sammle hier nur Basismaterial für die Graffiti-Forschung, kommentierte der deutsche Tourist mit enttäuschem „Ach?!“ Sein Blick veränderte sich blitzschnell, etwa ähnlich jenem des Leiters eines Wiener Bezirksmuseums, dem ich mein Ansinnen vorgetragen hatte, historische Haus-Ansichten auf alten Fotos ansehen zu dürfen, um eventuell zeitgenössische Graffiti zu entdecken. „Denen gehören ja die Hände abgehackt!“, ließ er spontan seiner Ansicht freien Lauf, wie mit Graffiti-SchreiberInnen verfahren werden sollte. Wenig anders reagierte die Direktorin eines als fortschrittlich gepriesenen Wiener Gymnasiums, eine in SchülerInnen-Graffiti der Schulhausumgebung auffallend oft und emotionell attackierte Person. Auch die Gänge im Schulgebäude selbst waren dicht beschrieben. Auf meine Bitte hin, für Forschungszwecke und ohne kommerziellen Hintergrund fotografieren zu dürfen, ereiferte sie sich über „Dreck“ und „Vandalismus“. Sie werde, zürnte sie, frisch ausmalen lassen: „Das müssen mir [sic!] die Schüler bezahlen! Sie sollen sehen, dass das Haus nicht ihnen gehört!“ Verwundert über diese Pädagogik erinnerte ich auch den in die gleiche Richtung zielenden Computerausdruck „Letzte Warnung“ der Direktion in der Aula einer Innsbrucker Schule: Dort war anscheinend wiederholt Unliebsames an Stellwände geschrieben worden, die für offizielle Mitteilungen und Aushänge freier SchülerInnen-Äußerungen gedacht waren. Kein Wunder, dass in solchem Klima der offizielle Hinweis „Fluchtweg“ zu „Fluchweg“ umgestaltet wurde. Für pseudo-inoffizielle Botschaften war Platz – zu sehen waren unter anderem unter pädagogischer Anleitung entstandene Zeichenstunden-Produkte: „Wenn du deinen Traum leben willst, wach auf“, jeder Buchstabe feinsäuberlich in anderer Farbe gehalten, „Love forever“ und „Boys and Girls Club“. Als wildes Graffito findet man „Träume dein Leben und lebe deine Träume“ im ganzen deutschen Sprachraum immer wieder, nur im völlig anderen Kontext benachbarter Graffiti.

Zum Glück lassen sich speziell im schulischen Bereich Gegenbeispiele finden. Jugendliche neigen dazu, ihre Aufenthaltsplätze für sich zu adaptieren. An zahlreichen Schulen versteht man durchaus, welch aufschlussreiches Material diese Sprache an den Wänden birgt, wiewohl vereinzelte Lehrkräfte zweifeln, ob offenkundiges Interesse daran nicht die „Schmierereien“ fördere. Im von unterschiedlichsten Gruppen frequentierten öffentlichen Teilräumen vertreibt man Jugendliche mitunter, indem die Bezirksverwaltungen Sitzgelegenheiten abtransportieren. So geschehen zum Beispiel an der U-Bahnstation Mariahilferstraße/Neubaugasse in Wien, ein ehemals beliebter Sammelplatz von Punks, die den im Ausgangsbereich der Station affischierten großen Werbeplakaten stets – und nicht selten objektiv haltbare – inschriftliche Kritik beifügten, die insbesondere gegen die Konsum- und Geldgier der Gesellschaft gerichtet war.



Dieses und die folgenden Fotos: Archiv Thomas Northoff

Insgesamt arbeitet die ‚Löschmaschinerie‘ im Öffentlichen Raum immer radikaler. Vor allem in Wien wurden zuletzt die überdachten Wartepplätze an den Haltestellen der öffentlichen Verkehrsmittel – seit ihrer Einführung Hot Spots für die Anbringung von Text-Graffiti – fast zur Gänze durch die der Werbewirtschaft dienlicheren „City Lights“ ersetzt, an denen nur mehr mit sehr dickem Filzstift geschriebene Graffiti leserlich wären. Selbst in den Universitäten, bislang Hochburgen kreativer Graffiti-Produktion, oder in bis vor kurzem stark beschriebenen Lokalen wird gelöscht, was das Zeug hält. Dies geschieht obendrein mit Hilfe von Einrichtungen der Hochkultur – wobei sich widersprüchliche Konstellationen ergeben können. Beispiele aus Linz sollen dies illustrieren:

Bei meinen wiederholten Feldforschungen in Linz während der letzten drei Jahrzehnte bezeugte (wie im Grunde in allen österreichischen Städten) die Unzahl von Löschungs Spuren den zu Grunde liegenden regen inschriftlichen Äußerungswillen zahlreicher Personen aus der Bevölkerung. Obwohl der Bestand an Wort-Graffiti in Linz stets beträchtlich war, sind einige für die Stadt typische Graffiti-Stellen bereits verschwunden.

Das *Lentos-Museum* leistete dazu seinen Beitrag. Seinem Bau fielen nämlich ein mit Kacheln oder glasierten Ziegeln verkleidetes Mauerwerk und eine alte Toilettenanlage zum Opfer. Generationen von LinzerInnen hatten den Ort aufgesucht und sich hier eingeschrieben. Die Themenpalette der Inschriften erstreckte sich vom Ausdruck tiefsten Weltschmerzes und Liebesleids bis zu einer Palette politischer Botschaften, zum Teil auch extremen Gedankenguts. Die Stelle war (ohne religiösen Bezug) „die Linzer Klagemauer“ und erfüllte offensichtlich eine wichtige Ventilfunktion. Nunmehr sind die Grundfesten des *Lentos* in ödem Weißgrau wachsam sauber gehalten. Eine der frühen Ausstellungen dieses Museums trug 2005 ausgerechnet den Titel „Just do it! Die Subversion der Zeichen von Marcel Duchamp bis Prada Meinhof“. Die Schau beschäftigte sich folgerichtig auch mit Graffiti. Ein namhafter Künstler beschrieb in Auftrag die Wände der Eingangshalle. Es war wie im Zoo. Das zuvor dezimierte Wildwüchsige wurde in domestizierter Form plötzlich museal als wertvoll präsentiert. Die neue Toilettenanlage unterhalb des Museums ist übrigens bestens gewartet und videoüberwacht.

An der Ernst-Koref-Promenade, ein Stück Weges vom *Lentos* entfernt, befindet sich das bei Sonnenlicht gleißende Stahlkunstwerk „Die Welle“, ein Graffiti-Fundort, wie er in Österreich von der Lage und Oberflächenbeschaffenheit her kein zweites Mal vorkommt. Schon in meinen früheren Notizen vermerkte ich ihn als „Kultplatz“. So oft ich ihn im Laufe der Jahre aufsuchte, erwies er sich über die Graffiti als spezieller Ort zur Zusammenkunft Jugendlicher. Zwar sind auch in Linz die ‚modernen Höhlengebiete‘ – also Betonstelenbereiche unter Autobahnzubringern, Bachverbauungen oder Bahndämme und in Fußgeherwege mündende Gassen in weniger dicht besiedelten Gebieten als als primäre Orte anzuführen, wenn es um die Anbringung von Graffiti geht, aber doch zog die für manche versteckte, für andere jedoch von weitem sichtbare „Welle“ in Linz über all die Jahre schreibfreudige Jugendliche an. Erwachsene besahen das Kunstwerk vom asphaltierten Promenadenweg aus und nahmen dabei die Beschriftungen gar nicht wahr, die bis in etwa drei Meter Höhe reichte und überwiegend aus jugendlich-philosophischen Sprüchen bestanden, meist Zitate aus Texten zur Musik der Grufties und ihrer Geistesverwandten. Bei einem Vortrag in einer Linzer Oberstufenklasse bestätigte mir dies ein Schüler, der sich selbst als „Gruftie“ bezeichnete. Ideologische Grufties lesen viel und beschäftigen sich grüblerisch mit Jenseitigem, das in den „Welle“-Graffiti Generalthema war.

Für 2009, das Jahr in dem Linz Kulturhauptstadt war, unterzog man die Skulptur einer Generalsäuberung und nahm dem Ort damit sein spezifisch subkulturelles Flair. In den folgenden Monaten schien sich eine andere Gruppe den Platz angeeignet zu ha-

ben.³ Neben Fußballfan-Graffiti waren auch Swastika und rechts-aggressive Botschaften vorzufinden. Ob in der Zwischenzeit wieder gelöscht wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. An der „Welle“ jedenfalls konnte man eine Transformation der Symbole eines Identifikationsortes verfolgen und damit die Änderung der Bedeutung des Ortes für eine spezifische Gruppe.

Dem Verschwinden von Graffiti können auch gesellschaftlich positive Veränderungen vorangegangen sein. Da erste Kritiken an der infolge des Industrieausstoßes gesundheitsschädigenden Linzer Luft von den offiziellen Stellen entweder ignoriert oder als übertrieben hingestellt wurde, blieb im Rahmen der damaligen Kommunikationsmöglichkeiten den KritikerInnen anfangs nichts anderes über, als Protest und Argumente mittels der inoffiziellen Form Graffiti an frequentierten Orten anzubringen. Die Forderung nach reiner Luft wurde zum Konsens, das Problem wurde angepackt. Ein einziges Graffito zu diesem Thema existierte als Überbleibsel noch bis 2005 in unmittelbarer Nachbarschaft einer Apotheke.

Bis in die späten 1990er Jahre, solange das Internet kein Allgemeingut war, hatten neue und kritische Bewegungen wenige Chancen, ihre Gedanken in den Massenmedien unverzerrt oder überhaupt berücksichtigt zu finden. Sie in der expressiven Kurzform der Graffiti an den Wänden zu veröffentlichen, war ein naheliegender Weg zu demonstrieren: „Uns gibt es“. Man erinnere die frühe Anti-Atomkraft- oder die frühe Umwelt- und (Zweite) Frauenbewegung, deren Graffiti der offiziellen Meinung weit voraus und entsprechend angefeindet waren. Im Rückblick stellen sie als „Geschmiere“ bezeichnete Vorausbelege von Kommendem dar. Die Grundforderungen dieser Bewegungen sind heute offiziell gesellschaftlicher Konsens, den allerdings die verschiedenen Bevölkerungsgruppen lebenspraktisch in unterschiedlichem Maße beherzigen. Der Makel gerichtlicher Vorstrafen, welche einige ertappte „SchmiererInnen“ einstecken mussten, blieb jedoch an ihnen haften, obschon sie sich als ProtagonistInnen eines inzwischen positiv konnotierten Wertewandels betätigt hatten.

Eine ‚denkende‘ Öffentlichkeit und deren Verwaltung sollte, statt Löschrupps und Chemie zu mobilisieren, das diesen Sprachbotschaften Implizite reflektieren. Wenn also, um Beispiele aus Innsbruck anzuführen, während der 1980er Jahre auf dem „Vaterlandsdenkmal“ vor der Haupt-Uni unter das halbreifartig gemeisselte Wort „Vaterland“ das Wort „Mutterland“ gesprüht wurde, oder auf dem Asphalt mehrerer Straßen der noch mit Kalkfarbe gepinselte Satz „Die Autos sind eine Pest“ zu lesen stand,

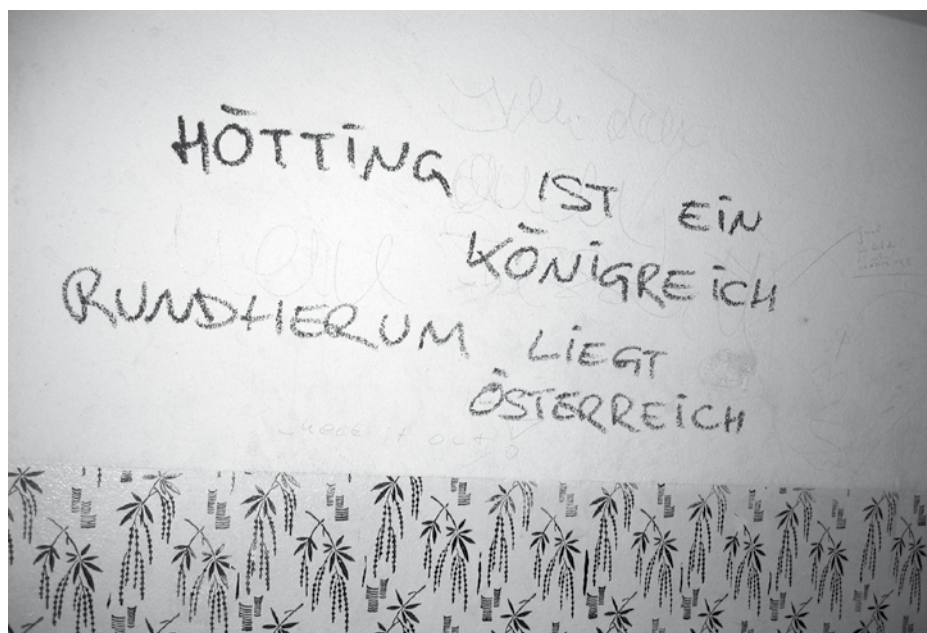
3 Zuletzt suchte ich diese Stelle im September 2009 auf.

dann ist die Interpretation dieser Objektivationen vor dem Hintergrund der damals vorherrschenden gesellschaftlichen Meinung eher als Notwehr denn als Vandalenakt berechtigt. Die aktuelle Fortsetzung ist Tradition unter geänderten äußeren Umständen. 2005 zum Beispiel entdeckte ich unweit des Innsbrucker Autobahnzubringers unter anderem ein etwa neun Meter langes Graffito, in dem es hieß: „Stop dem freien Personen + Warenverkehr durch Europa! Schafft nur große Probleme“, oder – an den Wänden des „Sozialzentrums Dreieiligen“ – das Graffito „Mehr Bildung für Faschisten“, welches überdies die trotz der Kurzform des Genres mögliche Subtilität in Ausdruck und Inhalt sichtbar macht.

Sichern und Ordnen

Auch außerhalb gesetzlich definierter Verstöße und Sachbeschädigungen sind Text-Graffiti auf vielfältige Weise mit Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit verknüpft. Oft sprechen sie selbst diese Punkte an, indem sie Ordnungen und Sicherheiten sowohl propagieren als auch kritisieren, indem sie ethische, moralische und soziale Sauberkeit fordern oder verhöhnen und ad absurdum führen. Emittiert werden sie gerne an sogenannten aktiven Orten des öffentlichen und halböffentlichen Raumes, an Orten also, die aus unterschiedlichsten Gründen von vielen Menschen frequentiert werden. Mittels der transportierten Meinungen, Absichten und über die Anbringungsschwerpunkte dringt man auf der Spurensuche in entsprechend differenzierbare Teilöffentlichkeiten ein.

In Linz beispielsweise störte ich selbst die Ordnung auf einer öffentlichen Herrentoilette. Im Wissen um die zahlreichen Graffiti dort – überwiegend Annoncen –, suchte ich wieder einmal diesen souterrain liegenden Ort auf. Vor der geöffneten Eingangstür standen zwei Männer als warteten sie auf eine irgend Art günstiger Gelegenheit. Unbehelligt kam ich an ihnen vorbei und steuerte die drei Kabinen an, hinter welchen das erst nach weiteren Schritten sichtbare Pissoir lag. Die zwei Herren betrachteten mich verdutzt, da ich beim Fotografieren aufgrund der Enge des Ortes und der Spiegelungen ungewöhnliche Positionen einnahm. Beim Wechsel zur zweiten Kabine vernahm ich Schritte. Neben mir stand plötzlich ein onanierender Mann. Er besah mich unverhohlen befremdet. Während er den Fokus meines Interesses herauszufinden suchte, spürte ich den Windhauch seiner Armbewegungen. Er maß mich nochmals von oben bis unten und verzog sich mit der Feststellung, was es nicht alles gebe, kopfschüttelnd und sich befriedigend wieder ins Pissoir.



Anders geartet war jene Ordnung, der ich in der *Villa Kuntabunt* in der Innsbrucker Höttinger Au begegnete. Eine handvoll sehr junger Leute hielt das 2006 innen noch mehr als außen herabgekommene Gebäude inmitten eines fast undurchdringlich verwilderten Gartens besetzt. Bereits im Gartenschungel stieß ich in einer ehemaligen Laube auf ein mit Filzstift beschriebenes und von Speiseresten übersätes Tischchen. In Abwandlung eines Liedtextes hieß es da: „Unter der Laube muss der Müll wohl grenzenlos sein“. Graffitistische Ausrufe wie „We can go to bed as late as we want“ lieferten erste Hinweise auf das Alter der BesetzerInnen, die sich im Laufe der weiteren Recherchen bestätigen sollten. Scherzhaftes aus der Spruchkultur war zu entdecken, wie „Lieber Gras rauchen als Heu schnupfen“ oder der Reim „Ablutophobie, wir waschen uns nie“, den ich unter anderem auch in Wien, gleich ums Eck neben dem *Österreichischen Museum für Volkskunde* gesehen hatte. Andererseits trug das Laubentischenchen philosophische Sprüche berühmter Menschen, mit denen sich die Mehrheit nur selten auseinandersetzt. An der Aussage „Es gibt nix Richtiges im Falschen“ ist wenig zu rütteln.

Das Haus selbst war weithin sichtbar mit Reizwörtern und politischen Parolen besprüht. In Anspielung an die damalige Bürgermeisterin der Stadt beklagte man „Zache Zeiten“, rief nach Frieden, ironisierte sich selbst als „Partysahne“ und repetierte in Form langer Bänder den Namen des „1984“-Autors „Orwell“ oder den Begriff „Paranoia“. Graffiti gegen die Ordnungsmacht, sprich Polizei, und für die Freiheit aller Menschen, wie die Forderung „Keine Macht für Niemand“, als im deutschsprachigen Raum zwischenzeitlich traditionelles Graffiti-Zitat eines Liedtitels der 70er Jahre-Politrock-Gruppe „Ton, Steine, Scherben“, waren hier künstlerisch ausgeformt. Wie stets in derartigem Umfeld durfte „Fuck Authority“ nicht fehlen. Die Silhouette eines Gummiknüppel schwingenden Uniformierten verdeutlichte das Bedrohungsgefühl und bezeichnete die angesprochene Autorität und den gemeinsamen Feind.

Alle genannten Beispiele aus der *Villa* fanden sich mehrfach im ganzen Stadtraum, am dichtesten an jenen öffentlichen Plätzen, die der Rekreation oder der alternativen Kultur sowie der Jugend dienen sollen, wozu in Innsbruck beispielsweise das *Salett* im Hofgarten, das *Cafe Sub*, *Juze 6* und das *Leo Kino* zählen. Insofern gleichen Emission und Vorkommen solcher Graffiti durchaus jenen der anderen österreichischen Landeshauptstädte und bringen auch dem Fremden die bevorzugten Aufenthaltsorte bestimmter Altersgruppierungen und Gesinnungsgemeinschaften zutage.

Zurück zur *Villa*: Es dauerte geraume Zeit, bis mein Klopfen das Erscheinen eines Kopfes aus einem Fenster im oberen Stockwerk hervorrief. Nach ausführlicher Erläu-

terung, ja geradezu Rechtfertigung der Absicht meines Besuchs ließ man mich in das finstere Haus. Nachdem der Wortführer der vorgeblich Gleichen meinen Fotoapparat untersucht und sich überzeugt hatte, dass ich keine geheime Tonaufnahme mache, erteilte er mir, ohne die fünf anderen Personen zu fragen, die Erlaubnis, die unzähligen, in der Finsternis teils unlesbaren Graffiti im Hausinneren abzulichten. Von den Anwesenden durfte ich keine Fotos machen, was auch nicht meine Absicht war. Dieses Ablichtungsverbot wurde auf den Hund erweitert, der mir einmal ins Bild rannte. Der Wortführer verlangte meine Digikamera und löschte persönlich. Zu meiner Überraschung stellte er sich ohne Zögern zur Verfügung, als ich seine Tattoos fotografieren wollte („Love“ auf den Fingern der rechten, „Hate“ auf den Fingern der linken Hand). Mit den Graffiti „Recht und Ordnung ist Mord und Sklaverei“, „Ya Basta!“⁴, „Wenn kaputt Wir Spass“, „Wir werden nie so sein, wie ihr uns wollt“, „Bullen an den Galgen, ohne Diskussion“, „Consume, don't Think“, „Krieg denen, die ihn führen“, „I hate your reality“, „Wenn dir wieder mal der Magen knurrt, ruf 133 statt Call a Pizza, die schicken gleich 3 Mann, da kauft du länger dran“ sei eine kleine für den inhaltlichen Tenor repräsentative Auswahl angeführt.

Interessant ist die Beobachtung eines allgemein verbreiteten und durchaus aussagekräftigen Phänomens, welches an diesem Ort des vermeintlich gleichen Rechts für alle („Alles für Alle“) nicht hätte aufscheinen dürfen: Mit Ausnahme etlicher feministischer und ausdrücklich lesbischer Graffiti an Außenwänden sind die inschriftlichen Hinterlassungen von Frauen in der Regel kleiner und optisch unauffälliger, was zum Beispiel in Schulklassenzimmern oder in Frauenklos vielfach merkbar ist und auch schon aus älteren wissenschaftlichen Untersuchungen aus Deutschland hervorgeht.⁵ Man schreibt dies unter anderem der durch rigidere Erziehung größeren Selbstbeschränkung der Frauen im Raumgreifen zu. In der *Villa Kuntabunt* stand ein einzi-

4 Frei übersetzt „Es reicht“ bzw. „Jetzt reicht's“ – ein Graffito und Ausruf der Zapatistas; der Slogan wurde sehr rasch von den neuen Protestbewegungen popularisiert. Im November 1999 fand in Seattle eine Tagung der *World Trade Organisation* (WTO), statt, die von einer Vielzahl gegen Globalisierung und die Tagungsziele auftretenden Protestgruppen aus vielen Ländern behindert wurde. Einer der gemeinsamen Kampfrufe lautete auch hier „Ya Basta!“ Die meisten über die Formierung der neuen Protestbewegungen schreibenden AutorInnen sehen „Seattle“ als Drehpunkt der neuen Bewegungen an, die seitdem weltweit an Breite und Dynamik gewannen.

5 Vgl. dazu: Baacke, Dieter: Heimliche Kommunikation auf dem Hochschulkampus; Schaeffer-Hegel, Barbara u. Straate, Ulrike: Zwischen Zorn und Zärtlichkeit: Zur Besonderheit weiblicher Toilettenkommunikation. Ein Vergleich; Hennrich-Krah, Angelika: Sprüche im Turm. Psychoanalytische Deutung von Graffiti der Universität Frankfurt. Alle in: Müller, Siegfried (Hrsg.): Graffiti. Tätowierte Wände. Bielefeld 1985.

ges Graffito, welches erfahrungsgemäß weiblicher Urheberschaft zuzuordnen ist: „Sexismus bekämpfen – auch in den eigenen Reihen!“ Die Parole nahm vergleichsweise geringen Raum ein. Sie war mit dünnem Stift unter eine affichierte Einladung zu einer Diskussionsveranstaltung platziert. Ergänzend sei als österreichische Ausnahme hervorgehoben, dass in Innsbruck über beinahe zwei Jahrzehnte meterlange Frauen-Graffiti in der Josef Hirn-Straße ungelöscht blieben, die trotz Überschreibungen 2006 noch halbwegs lesbar waren, neben anderem: „Kapitalismus + Patriarchat produzieren Krieg“.

Ob im *Bauwagendorf* am Mainzer UniversitätsGelände, im *Institut für Irrelevante Studien* neben dem Uni-Turm in Frankfurt am Main, in der Innsbrucker *Villa Kuntabunt* oder im *Ernst Kirchweyer-Haus* in Wien, überall waren und/oder sind bezüglich Sauberkeit geradezu demonstrativ Zustände vorzufinden, die das Empfinden der sogenannten Norm-BürgerInnen zutiefst erschüttern müssen. Im *Kirchweyer-Haus* stärkt man sich selbst das Rückgrat mit dem straßenwärts gerichteten Zuruf: „Kopf hoch! Auch wenn der Hals dreckig ist.“ An einem Nachbarhaus prangte der sehr poetisch gefasste Wunsch: „Drinne + Draussen Eine Bewegung“. Eine alte Frau aus der Nachbarschaft ärgerte sich darüber, dass ich „so was“ fotografiere. Sie keifte im Wiener Dialekt, dass „überall alles angeschmiert“ sei, dass die Leute die Häuser frisch „anmalen“ würden und schon seien die „wieder voll mit dem Zeug“. Da solle der Bürgermeister herkommen und nicht „woanders g'scheit reden“, was alles getan werde. In solchen Fällen ist jeder Kommentar verschwendete Zeit (öfter erprobt), doch ließ ich mich hinreißen und behauptete, dass dies eine interessante Botschaft sei. Was da interessant sei, erregte sich die alte Dame und schlenkerte unheilvoll ihre Einkaufstasche: „Jedes Mal Putzen müssen die Leute bezahlen, die da wohnen!“ Wütend ging sie ihres Weges und ich konnte in Frieden fotografieren.

Persönlich lernte ich erst einen einzigen Menschen kennen, der bekannte, sich in graffiti-reichen Gegenden verunsichert zu fühlen. Ich kann dies nicht nachvollziehen. Wissenschaftlich nachweisen konnte ich aber das Potential mancher Graffiti, Menschen zu kränken, zu bedrohen oder ängstigen, und dies aus kalkulierter Absicht ihrer UrheberInnen. Solche Botschaften rühren in der Regel von nazistischen, nationalistischen und von sich über Ethnizität definierenden Gruppen her. Sie sind geradeheraus oder implizit so gut wie immer fremdenfeindlichen und/oder rassistischen Inhalts. Zwar begegnet man ihnen auch außerhalb des deutschsprachigen Raums, doch stechen sie in letzterem mengenmäßig nirgends so hervor wie in Österreich und vor allem in Wien.

Verunsicherung verordnen

Die Zahl der Graffiti mit nationalsozialistischen Inhalten begann in den frühen 1980er Jahren dramatisch anzusteigen. Dass diese Graffiti Symbole des Herannahenden waren, das glaubte bis in die 90er Jahre kaum jemand. Dann war die Kuh aus dem Stall, und das ‚freie‘ Reden in diesem Stil stand vielfach den aggressiven Botschaften aus der NS-Zeit nicht mehr nach. Es widerspricht den Tatsachen, dass – wie es PolitikerInnen heute immer wieder betonen – das nazistische und rassistische „Geschmiere“ heute verbreitet sei wie noch nie. Der Ausstoß expliziter Nazi-Botschaften blieb seit den späten 80er Jahren vom Umfang her etwa gleich. Auch die fremdenfeindlichen Graffiti ohne Nazi-Propaganda erreichten zunächst Mitte der 80er Jahre zahlenmäßig ihren Zenit. In diesem Bereich begann jedoch um 1990 eine neue Welle hasserfüllter Äußerungen, die sich den bisher eindeutig österreichischer Provenienz zuzuordnenden Graffiti zur Seite stellte und insbesondere in Wien diese zahlenmäßig bereits 1998 hinter sich ließ. Dabei handelte es sich in erster Linie um Symbole und Botschaften migrantischer Gruppen aus dem zerfallenden Ex-Jugoslawien, welche bis heute das Bild nationalistischer, fremdenfeindlicher und gewaltfreundlicher Graffiti dominieren. Ähnlich wie bei den Nazi-Graffiti kommen Meinungen und Empfindungen zum Vorschein, die beispielsweise in einem Interview, also von Angesicht zu Angesicht, nicht ausgesprochen würden. Es zeigen sich, durch die hohe Anzahl unterstrichen, repräsentative Bilder in den Köpfen von Teilen der Bevölkerung. Gleich den Nazi-Graffiti treten rigide und in der österreichischen Gesellschaft wesentlich überwunden geglaubte Werthaltungen hervor, die auch durch die vielfach geforderte und teils verordnete prompte Löschung der sie repräsentierenden Graffiti keineswegs verschwinden oder etwa beim Verlassen der Parks, die zentrale Stellen dafür sind, am Ausgang abgegeben werden. Zu den Charakteristika beispielshalber der Graffiti von Personen aus dem serbisch-stämmigen Teil der Bevölkerung oder jenem mit kosovarisch-migrantischem Hintergrund gehören die besonders zahlreichen Beantwortungen. Die Beschwörungen gnadenlos gegeneinander gerichteten Kampfes- und auch Tötungswillens sprengen die übliche Kurzform der Graffiti durch Wortreichtum und Ausführlichkeit. Dabei macht zumeist die Austauschbarkeit gleichartiger Parolen die Stupidität stereotyper Vorurteilshaftigkeit und ethnischer Feindschaften offensichtlich.

Geht man in der Analyse feindseliger Graffiti über die teils mörderischen Inhalte hinaus, erkennt man eine nicht zufällige Positionierung dieser Botschaften zu- und gegeneinander im öffentlichen Raum, die, wie Graffiti überhaupt, in der Zusammenschau eine interpretierbare Textur ergeben. Seit etwa 2005 kommt merklich anwachsend der inoffiziell geschriebene Diskurs bezüglich Religionen hinzu, der vor allem den Islam, die Moslems sowie das Christentum und seine Gläubigen betrifft.

Die Diskussionen um rassistische Graffiti entzündeten sich seit etwa 2003 an den namentlich in Wien tausendfach angeschriebenen Parolen gegen Schwarze. Den *Grünen*, *ZARA* (Verein für Zivilcourage und Antirassismusbearbeitung), *SOS-Mitmensch* und verwandten Organisationen kommt einerseits das Verdienst zu, das Problem in die breitere öffentliche Diskussion eingebracht und eine Sensibilisierung in Teilen der Bevölkerung bewirkt zu haben. Ihre beharrliche Forderung in Sachen gesetzlicher Löschung rassistischer und fremdenfeindlicher Graffiti, zwischen denen sie keinen Unterschied machen, beruht jedoch auf mehreren Missverständnissen. Folgenreich ist die Uneinsichtigkeit, dass die stereotyp angeschriebenen Parolen gegen Schwarze fast ausschließlich und graphologisch nachweisbar von maximal vier Personen emittiert werden. In fast derselben Ausschließlichkeit werden von den genannten Gruppen diese Parolen dokumentiert und zur Anzeige gebracht. In den Diskussionen schob sich durch dieses Vorgehen mit der Zeit eine pauschale Verurteilung und Stigmatisierung der autochthonen Bevölkerung als rassistische in den Vordergrund. Die überaus zahlreicheren, im ganzen Land anzutreffenden rassistischen und fremdenfeindlichen Markierungen jedoch, die nicht Schwarze betreffen, werden in diesen Diskussionen ausgespart. Ein Großteil der Letzteren geht jedoch nicht auf die autochthone Bevölkerung zurück, sondern auf sich über ihre Ethnizität definierende Gruppen. Die Antirassismus-Organisationen lassen unbeachtet, dass eine beträchtliche Anzahl und räumliche Verbreitung von rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti, die immer aus derselben Hand einer Person oder einer winzigen Gruppe entstanden sind, markant weniger repräsentativ für gesellschaftliche Einstellungen ist als eine große Anzahl von rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti aus einer erheblichen Zahl an Händen und in räumlich weiter Verbreitung. Zwar sind Erstere im Alltag präsent, die anderen allerdings zeugen von einer alltäglichen Verbreitung bestimmter Gesinnungen in der Bevölkerung.

Beim Besuch einer HausmeisterInnenversammlung erfuhr ich von der seitens der verwaltenden Instanz der Wiener Sozialbauten bereits ausgegebenen Weisung, rassistische, fremdenfeindliche und sexistische Graffiti im Bereich der Gemeindebauten umgehend zu übermalen. „Kommen ohnehin gleich wieder hin“, klagte eine Hauswartin über die Nutzlosigkeit solcher Aktionen. In Wien war es die *Grüne Jugend* des 7. Bezirks selbst, die bereits 2004 in der jährlichen Publikation von *ZARA* dieses Phänomen beschrieb.⁶ Auch die Graffiti-Forschung gibt der Hauswartin recht, nicht nur meine eigene, auch andere Arbeiten führen den Nachweis, zuletzt eine aus England.⁷

6 Bericht der Grünalternativen Jugend Wien. In: Verein ZARA – Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit (Hrsg.): *Rassismus Report 2004*. Wien 2005, 43-45, 44.

7 Vgl. Lynn, Nick u. Lea, Susan J.: „Racist“ graffiti: text, context and social comment. In: *visual communication*, 4 (2005), H. 1, 39-63.

Ein Nebenresultat ist erwartungsgemäß überall die Löschung der gesamten Graffiti-Kultur. Wie beispielsweise sollten ältere HauswartInnen auch differenzieren, dass es sich um ein antirassistisches Graffiti eines HipHoppers handele, wenn sie mit dem Begriff „Niggaz“ konfrontiert sind.

Als bisher einzig wirksames Mittel, die Graffiti gegen Schwarze einzudämmen, hat sich deren Beantwortung im gleichen Symbolsystem erwiesen. Löschen macht nur neuen rassistischen Graffiti Platz. Diese von mir lange behauptete Erkenntnis trug mir untergriffene Anfeindungen ein, von der Behauptung, ich halte rassistische Graffiti für Kunst, bis zur Verdächtigung des Sympathisierens mit Rassisten. Obwohl ich lange Zeit glaubte, es sei offensichtlich, dass die Problematik Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zielführend nur in ganzheitlichem Verfahren angegangen werden kann, widmete ich mich an anderer Stelle ausführlicher den inkriminierten „Schmierereien“ gegen Schwarze und konnte belegen, dass dort, wo man diese Parolen löscht, damit in erster Linie nur Platz für gleichartige geschaffen wird, dort aber wo sie beantwortet werden, fast nie neue hinzu kommen.⁸

Das Bild der sauberen Stadt meint nicht allein die Abwesenheit von Schmutz, als solcher wird vielfach auch Graffiti empfunden. Die Sauberkeit einer Stadt steht für viele Menschen und die Verwaltung auch für die Makellosigkeit der sie bewohnenden Gesellschaft selbst. Es wäre die gesetzliche Löschung der rassistischen Parolen nichts als Camouflage jener Realität, deren Spiegel Graffiti zum Gutteil sind. Ein Politiker aus den Reihen der Löschgesetz-Befürworter verteidigte in einer E-mail an mich seine Einstellung damit, dass es gesetzwidrig sei, Graffiti zu beantworten – und sei es nur mit einem (Durch-)Strich. Zugleich gehört er jenem Personenkreis an, dem das Wort Zivilcourage gegenüber anderen locker über die Lippen kommt. Es wäre, so gesehen, die Praxis der Ausblendung gesellschaftlicher Realität durch VolksvertreterInnen an sich ein relevantes Thema unseres Fachs.

Ein volkscundlich interessantes Ergebnis meiner Untersuchungen ist weiters die Tatsache, dass auch ohne das von den diversen Organisationen vehement geforderte Lösch-Gesetz die wesentlich sinnvollere und effektivere Beantwortung der inkriminierten Parolen bereits 2004 umfangreich eingesetzt und ab 2008 über die Neuemissionen ‚gesiegt‘ hatte. Die zwei bis vier fanatischen Parolenschreiber hatten die Abstimmung

8 Northoff, Thomas: WortGraffiti: Texturen inoffizieller Botschaften im Öffentlichen Raum. Identitätsrepertoires und Transportmittel der ethnischen Abgrenzung. Dissertation in Europäischer Ethnologie. Wien 2009, 301-378.



auf der Straße gesucht und verloren. Dieses Faktum gibt nicht nur meiner These des Antwortens im gleichen Symbolsystem recht, sondern bezeugt, dass in diesem Falle eindeutig die Basis den sich fortschrittlich wählenden PolitikerInnen voraus war. Da die Volkskunde sich auch mit widerständigen Strömungen im Volk beschäftigt, halte ich dieses Ergebnis Graffiti betreffend für das überraschendste und Hoffnung wek-kendste der letzten Jahre.

Die Einbettung der von vielen Individuen und Gruppen als geistiger Abfall angesehenen rassistischen und fremdenfeindlichen Graffiti in die Gesamttextur, die ja eine genauso beträchtliche Anzahl fremdenfreundlicher Botschaften und Gegenpositionen enthält, erlaubt also zu berücksichtigen, dass auch in der Sprache an den Wänden ein Gutteil der fremdenfeindlichen oder rassistischen Graffiti gewissermaßen demokratisch neutralisiert wird. Dies geschieht allerdings, wie ich feststellen musste, fast ausschließlich von Seiten autochthoner SchreiberInnen. Aus den Reihen des Bevölkerungsteils mit migrantischem Hintergrund wird der Fremdenfeindlichkeit in Graffiti so gut wie ausschließlich wiederum Fremdenfeindliches entgegengesetzt. Während sich die Spaltung in RassistInnen/FremdenfeindInnen und VertreterInnen der Gegenposition im autochthonen Bevölkerungsteil unübersehbar in den jeweiligen Graffiti spiegelt, scheint rassistisch anmutende Fremdenfeindlichkeit in den Graffiti sich ethnisch definierender Gruppe der Bevölkerung geradezu ein Konstituens der je eigenen Identität zu sein.

Ein Beispiel aus vielen möchte ich beschreiben: In einem Park dokumentiere ich eines der in Wien zahllos vorzufindenden Cetnik-Zeichen. Ein etwa zwölfjähriger Junge bemerkte dies. Stolz wies er mich auf die gleichen Zeichen im Nahbereich hin und wollte, dass ich sie alle fotografiere. Ich dokumentierte aber auch die Zeichen der ebenfalls rechtsextremen Ustascha. „Nein!“ rief er, „Das nicht, das ist böse, das ist Dreck!“ Er stellte sich so vor das ‚feindliche‘ Graffito, dass ich es nicht fotografieren konnte.

Im Zusammenhang mit den zahllosen, auffallend oft mit aggressiver Sexualität konnotierten nationalen Fremdenfeindlichkeiten dieser Graffiti-Kategorie, erhebt sich die Frage, weshalb bereits Kinder im Alter dieses Jungen (der bestens Deutsch sprach und, wie er erzählte, in Österreich geboren und aufgewachsen war) derartige Hassgefühle entwickeln, die sich in Form von Unsicherheit, Gewalt und Obszönität kanalisieren und sie bereits die Symbole der Anderen als „Dreck“ wahrnehmen lässt. Derlei findet man – in weit milderem Maß – ansonsten nur in Wahlzeiten, in denen Persönlichkeiten durch angebrachte Zuschreibungen wie „Rabenmutter“, „Ehebrecher“, „Tschuschenhure“ etc. als menschlich minderwertig und unwählbar hingestellt werden sollen.

Weltweit bewegt die starke Expressivität der verbalen Graffiti insbesondere in angespannter Situation mit- oder nebeneinander lebende Bevölkerungsgruppen, wie in Europa beispielsweise im Baskengebiet oder in Nord-Irland, zum Teil auch in Sardinien oder extrem stark nach wie vor in Teilen der Balkanländer. Über die Sprache an den Wänden signalisieren einander die, die nicht miteinander sprechen können oder wollen, ihren Hass. Graffiti können also kollektive Gefühle von Gruppen ausdrücken. Sie bilden für sich selbst eine Realität und spiegeln Realitäten. Sie sind Zeichen und Objektivationen im Raum, die sowohl den Schreibenden als auch den SympathisantenInnen helfen, sich ihrer Identität zu versichern. Umgekehrt bewirken sie das Gleiche bei den GegnerInnen. Die bestärkten Identitäten wiederum können Verhalten steuern. Auf diese Weise vermögen Fremd- und Feindbild-Graffiti reale Kampfzonen zu sein, die das ‚Säbelrasseln des Krieges‘ an eigentlich friedvolle Orte tragen. Die Analyse solcher Graffiti kann daher als Indikator für schwelende und vor dem akuten Ausbruch befindliche Konflikte dienen. Die Wände von ihnen zu säubern, beendet nicht den Konflikt, sondern blendet ihn lediglich aus und verschiebt das ‚Brodeln‘ unter die Oberfläche.

Das junge Alter vieler EmittentInnen (vorwiegend männlich) mit migrantischem Hintergrund bezeugt, was selten zugegeben wird: Der verächtliche bis feindliche Blick auf andere ist bereits Teil ihrer Identität und ihres Seins. Hier noch würde es Sinn machen pädagogisch anzusetzen und die Jugendlichen in der Konfrontation mit ihrer eigenen Ausdrucksweise, ihren im Grunde ähnlichen Graffiti, in gemischten Gruppen zu Reflexionen anzuleiten.

Pfui!

Die notorisch in Graffiti auftauchenden Schimpfwörter sind nahezu immanente Bestandteile dieser Äußerungsart, ungeachtet ob sie Ethnien, Nationen, Einzelpersonen oder irgendwelche Gruppierungen beschreiben oder treffen sollen. Schimpfwörter gehören gewissermaßen zum Alltag und sind in ihrer ‚Softform‘ geduldet. Primär sind es die sogenannten „schmutzigen Wörter“, an welche Menschen denken, wenn sie sich über die „Schmierereien“ empören. Mit dieser Entrüstung geht die breit vertretene Meinung einher, nur auf niedrigster Stufe stehende Subjekte würden Wände beschreiben. Die Menschen hören mit Unverständnis, dass „so etwas“ Gegenstand von Forschung ist. Der Gebrauch bestimmter Schimpfwörter ist allgemein von großem wissenschaftlichem Interesse.⁹ Ein Teil dieses Sprachguts ist in seiner Anhäufung typisch

⁹ Vgl. u. a. Kretzenbacher, Leopold: Schimpfwörter aus nationaler und aus religiös-konfessioneller

für bestimmte Gruppen. Es zeigen sich beispielsweise Bilder über die Geschlechter und somit auch über Lebenswirklichkeiten.

Welche Macht der Zeitgeist in der Forschung ausübt/e, kann man dem bedeutenden Sammelwerk „Anthropophyteia“¹⁰ entnehmen, dessen Herausgeber, der Volkskundler Friedrich Salomo Krauss, wiederholt Graffiti-Sammlungen aufnahm und schon 1904 auf das nonreaktive Verfahren hinwies. Obwohl er in den ausführlichen Vorworten zu jedem einzelnen Band der Rechtfertigung seiner vor allem auf die Sexualität fokussierenden Forschung reichlich Platz einräumte, war er eminenten Anfeindungen und Schwierigkeiten ausgesetzt (u. a. vom Berliner *Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild*). Eine Vergegenwärtigung dieser Schwierigkeiten und Angriffe macht die jahrzehntelange Hemmung der Europäischen Ethnologie begreiflicher, sich mit Graffiti zu befassen – sie sind oft extrem sexuell konnotiert, drücken kontroversielle politische Inhalte oder sonstige Meinungen aus, die es offiziell nicht gibt oder geben darf, sie verbreiten Sichtweisen über die ‚man‘ nicht spricht, Wörter, die ‚man‘ nicht verwendet. Leopold Schmidt jedoch kommt die Ehre zu, bereits 1940 zur Beachtung der „Mauerinschriften“ ermuntert zu haben.¹¹ Krauss replizierte auf die Anwürfe in den Vorwörtern seiner „Anthropophyteia“, er betrachte Volkskundler nicht als „Sittenrichter“, sondern als „Sittenergründer“, die hinzusehen haben, wo das „Volk“ unbewusst sein Fühlen und Treiben offen lege.¹²

Gegnerschaft. In: Gerndt, Helge (Hrsg.): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd.8). München 1988, 67-82, 68; Read, Allen Walker: Classic American Graffiti. Lexical Evidence from Folk Epigraphy in Western North America. A Glossarial Study of the Low Element in the English Vocabulary. Wisconsin 1977 (Orig. Paris 1935; Privatdruck, limitiert auf 75 nummerierte Exemplare), 17; Reitani, Luigi: Vielvölkerstaat vs. Ausländerfeindlichkeit. In: Swoboda, Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt. Wien u. a. 1990, 111-118; Thiel, Axel: Sprüche und Kommunikation aus Damen- und Herrentoiletten aus einer Hochschule der BRD und aus einem großen Industriebetrieb. Beiträge zur Graffiti-Forschung (= Quellenmaterial zur Sexualpädagogik. Arbeitsgruppe Psychosoziale Probleme und visuelle Kommunikation). O. O. 1982; Welzig, Werner: Wie ein Schimpfwort zum Schimpfwort wird (Interview). In: Thema. Das Forschungsmagazin der österreichischen Akademie der Wissenschaften, (2009), H. 3, 8 f.

- 10 Krauss, Friedrich Salomo: Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. 10 Bde. Leipzig 1904–1913.
- 11 Schmidt, Leopold: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (= Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsbd. 16). Wien 1940, 114.
- 12 Krauss, Friedrich Salomo: Vorwort. In: Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, 1 (1904), VII-XXI, IX.